

Fend, H., Berger, F. & Grob, U. (2009), (Hrsg.). *Lebensverläufe, Lebensbewältigung, Lebensglück. Ergebnisse der Life-Studie*. Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften.

### Vorblick auf die Beiträge des Buches

Mit der Life-Studie ist unübersehbar ein großes Tableau von möglichen Forschungsthemen zur Entwicklung vom Jugend- bis ins Erwachsenenalter aufgespannt. Es kann in einem Buch nicht genügend umfassend bearbeitet und „abgearbeitet“ werden. Wir müssen uns deshalb auf exemplarische Analysen zu den in Kapitel 3 vorgestellten Themenbereichen konzentrieren.

#### *Wege in den Beruf und in die ökonomische Selbstständigkeit*

In kaum einen anderen Bereich investieren Heranwachsende und die sie unterstützenden Menschen mehr als in *Ausbildung und Beruf*, da sie in der Moderne die Grundlage für die Existenzsicherung bilden. Diese Wege werden von *Helmut Fend* in „*Chancengleichheit im Lebenslauf*“ unter dem Gesichtspunkt analysiert, welchen Beitrag das Elternhaus dazu leistet und wie bedeutsam die schulischen Gelegenheitsstrukturen sind. Letztere finden sich hier in der Gestalt von unterschiedlichen Organisationsformen der Sekundarstufe. In den Schuldebatten der letzten Jahre stand oft die Frage im Mittelpunkt, ob der Zeitpunkt der Differenzierung in verschiedene Ausbildungswege nach dem vierten (dreigliedriges Bildungswesen), dem sechsten (Förderstufen) bzw. dem zehnten Schuljahr (Gesamtschulen) entscheidend für die weiteren Lebenschancen ist. Die Life-Daten zeigen, dass sich diese Einflüsse der Schulorganisation auf die Reduzierung der Chancenungleichheit auf dem weiteren Lebensweg aufheben, *wenn* das Bildungswesen offen für Übergänge auch zu späteren Zeitpunkten der Bildungs- und Berufslaufbahnen ist.

*Karin Stuhlmann* beschreibt in ihrem Beitrag die Wege in den Beruf unter einem selten beachteten Blickwinkel: dem der *Realisierung von Berufswünschen*. Sie sieht in der Berufstätigkeit einen Kern der Lebensgestaltung, indem eine Übereinstimmung zwischen den zentralen Neigungen und den Arbeitsinhalten gesucht wird. Solche Neigungen bzw. Interessen sind nach der Holland-Theorie tief in der Persönlichkeit verankert. Im Prozess der jugendlichen Identitätsbildung bemühen sich Heranwachsende zu entdecken, was sie im Leben eigentlich wollen und was ihnen entspricht. Diesen Prozess der Identitätsfindung verknüpft Stuhlmann mit dem Prozess der Berufswunschentwicklung und der Realisierung dieser Wünsche in Berufswahlen. Sie kann dazu Berufswünsche, die mit fünfzehn Jahren geäußert wurden, mit dem tatsächlich erreichten Beruf im 35. Lebensjahr vergleichen. Dabei findet sie einen erstaunlich hohen Grad der Realisierung von Berufswünschen, der nur bei anspruchsvollen investigativen und artistischen Wünschen geringer ausfällt.

*Wolfgang Lauterbach* und *Mareike Weil* gehen den heute oft schwierigen Schritten von der Ausbildung in den Beruf nach. Die *Ausbildungswege in den Arbeitsmarkt* sind häufig von Abbrüchen und Umwegen gekennzeichnet. Mehr als eine Ausbildung zu absolvieren gehört dabei mit steigender Allgemeinbildung zu einer immer häufigeren Lebensorientierung. Zwei Ausbildungen abzuschließen hat aber für Männer und Frauen im dualen System keinen Effekt auf einen höheren sozialen Status. Sie scheinen sich mehr am Arbeitsmarkt orientieren zu müssen und

bewegen sich vom Berufsstatus her gesehen eher „seitwärts“. Ganz anders sieht es bei Personen mit Hochschulqualifikation aus. Hier führen zwei Ausbildungen auch zu einem deutlich höheren Berufsstatus; es sind damit Wege des Aufstiegs – insbesondere für Männer.

Nicht alle Berufswege verlaufen ohne Unterbrechung, ohne Suchprozesse und Umorientierungen. Sie sind bei 30% aller unserer Life-Teilnehmerinnen und -teilnehmer einmal von *Arbeitslosigkeit* begleitet. 460 Episoden der Arbeitslosigkeit werden von ihnen berichtet. Ob man dieses *Risiko* voraussagen kann und welche Folgen es hat, damit beschäftigt sich der Beitrag von *Judith Glaesser*. Bildungsniveau und Geschlecht haben dabei unerwartete Wirkungen. Personen mit höherem Bildungsniveau haben ein höheres Risiko der Arbeitslosigkeit. Deren Arbeitslosigkeit hat aber eine andere Qualität. Sie ist in der Regel produktive Suchzeit, deshalb auch kürzer und weniger anhaltend. Besonderes Augenmerk legt Glaesser schließlich auf die Analyse der personalen Ressourcen, die Arbeitslosigkeit verhindern könnten. So zeigt sich, dass eine psychische Verunsicherung in der Jugendzeit später mit einem höheren Risiko der Arbeitslosigkeit verbunden ist.

Die klassische Frage der Reproduktion des sozialen Status über das Bildungswesen bearbeitet *Werner Georg* im Beitrag zu „*Prädiktion des Berufsstatus*“. Dazu arbeitet er die Übergangswahrscheinlichkeiten von der sozialen Herkunft über die Ausbildungsstufen bis in den Beruf hinein heraus. Schließlich kann er der Frage nachgehen, welche personalen Ressourcen die bekannte Reproduktion des Herkunftsstatus im Beruf der Kinder vermitteln. Eltern können einen hohen Ausbildungsstatus der Kinder nicht einfach „kaufen“. Letztere müssen ihn durch entsprechende schulische Ausbildungen erarbeiten. Welche Ressourcen auf der Seite der Kinder, die von den Eltern mitgefördert werden, sind dafür entscheidend? Es zeigt sich, dass die gemessenen sprachlichen Fähigkeiten eine große Rolle spielen. Leistungsbereitschaft, Selbstbewusstsein und der kulturelle Habitus sollten – so die Erwartung – für den sozialen Statuserwerb ebenso bedeutsam sein. Die Daten enthüllen jedoch komplexere Verhältnisse. Bei Männern bewirken sie rätselhaft wenig. Ihre Leistungsbereitschaft und ihr Selbstbewusstsein in der Jugendzeit sind bei Konstanzhaltung aller anderen Merkmale im Modell für sozialen Aufstieg ohne Vorhersagekraft. Bei Frauen stellen sich die Verhältnisse anders dar.

Da Ausbildung und Beruf auf das Ziel der ökonomischen Selbstständigkeit hinauslaufen, beschäftigt sich *Helmut Fend* am Ende dieses Teils mit dem *Einkommen im frühen Erwachsenenalter*. Die Analyse des persönlichen Einkommens und des Haushaltseinkommens macht Zonen des Reichtums und der Armut sichtbar. Eklatant sind dabei die Unterschiede im persönlichen Einkommen zwischen Frauen und Männern. Daneben bedeutet der Bildungsabschluss viel, wenngleich für Männer deutlich mehr als für Frauen. Wenn Kinder da sind, dann wirkt sich dies vor allem auf die Einkommenssituation von Frauen aus. Bleiben Beziehungen erhalten, dann ist die Armutsgefahr für Frauen gering, gehen sie in die Brüche, dann steigt das Armutsrisiko der Frauen beträchtlich. Da in der Einkommensforschung zunehmend personale Ressourcen im Sinne kognitiver und psychosozialer Faktoren an Interesse gewinnen, wurde die reiche Datenbasis aus der Jugendzeit für umfangreiche Prädiktionsanalysen genutzt. Bei Männern erweisen sich vor allem kognitive Ressourcen und formale Zertifikate als ausschlaggebend. Bei Frauen ist das Bild komplexer, da für sie auch soziale Ressourcen wichtig für das Einkommen sind.

### *Soziale Entwicklung und Verselbständigung von der Adoleszenz ins frühe Erwachsenenalter*

Die Beiträge des zweiten Themenbereichs befassen sich mit der *sozialen Entwicklung* vom Jugend- bis ins frühe Erwachsenenalter. Allen Beiträgen ist dabei gemeinsam, dass sie den innerhalb der Herkunftsfamilie erworbenen Beziehungsmustern und Wertvorstellungen einen langfristig bedeutsamen Einfluss auf die soziale Lebensgestaltung im Erwachsenenalter beimessen. Frühe familiäre Erfahrungen beeinflussen nicht nur die Entwicklung in der Kindheit und Jugend, sondern wirken sich, trotz der mit zunehmendem Alter steigenden Bedeutung von außerfamiliären Faktoren und eigeninitiativem Handeln, auch auf wichtige soziale Entscheidungen und die Beziehungsgestaltung im späteren Leben aus.

Im ersten Beitrag untersucht *Fred Berger* die Bedingungsfaktoren für den ersten *Auszug aus dem Elternhaus*. Er versteht dabei die räumliche Ablösung von der Herkunftsfamilie als komplexen Entscheidungsprozess, bei dem die Qualität der Eltern-Kind-Beziehung und die personalen Ressourcen und Präferenzen der Heranwachsenden ebenso eine Rolle spielen wie die materielle Situation der Herkunftsfamilie, die Organisation des Ausbildungs- und Erwerbssystems sowie die wirtschaftlichen Rahmenbedingungen und sozialpolitischen Steuerungsmaßnahmen einer Gesellschaft. Das Hauptaugenmerk seiner Studie gilt der relativen Bedeutung von familiären Beziehungserfahrungen in der Adoleszenz. Die Auswertungen zeigen, dass die Geschichte der Eltern-Kind-Beziehung im Jugendalter den Zeitpunkt des Auszugs durchaus zu beeinflussen vermag, wobei sich bei Frauen eine größere Vorhersagekraft von familiären Beziehungsaspekten feststellen lässt als bei Männern. Von herausragender Bedeutung erweisen sich in der Studie jedoch die makrostrukturellen und institutionellen Vorgaben des beruflichen Übergangsregimes sowie die Entscheidungen, die im Zusammenhang mit der Aufnahme von Partnerbeziehungen im jungen Erwachsenenalter getroffen werden.

Im Beitrag von *Andrea B. Erzingler* geht es dann um die mögliche *Weitergabe der Qualität von Partnerbeziehungen von der älteren auf die jüngere Generation*. Es wird untersucht, in welchem Maße sich das elterliche Vorbild einer befriedigenden oder unbefriedigenden Ehebeziehung auf die Intimität und Konflikthäufigkeit in der Partnerbeziehung der jüngeren Generation überträgt. Als vermittelnde Größen werden die Eltern-Kind-Beziehung und die Beziehung zu Peers im Jugendalter in die Analysen einbezogen. Dabei erweist sich vor allem die Interaktion zwischen Eltern und Kindern als wichtiges soziales Lernfeld und als bedeutsamer Transmissionsriemen bei der intergenerationalen Übertragung der Qualität von Partnerbeziehungen. Die Ergebnisse deuten auch hier auf geschlechtsspezifische Unterschiede hin. So lässt sich bei Frauen wiederum eine größere Sensitivität gegenüber Beziehungsaspekten in ihren Herkunftsfamilien und eine entsprechend größere Vorhersagekraft von frühen familiären Erfahrungen feststellen. Bei den Männern scheint hingegen die jugendliche Peergruppe als Kontext für die Entwicklung von Beziehungskompetenzen bedeutsamer zu sein und eine größere Erklärungskraft für den Aufbau von befriedigenden Partnerbeziehungen im Erwachsenenalter zu haben.

Die Frage der Übertragung von Verhaltensweisen und Kompetenzen von der elterlichen Ehebeziehung auf die Partnerbeziehung der jüngeren Generation bildet auch das Thema eines weiteren Beitrags von *Fred Berger*. Der Beitrag befasst sich mit einer besonderen Form der

generationenübergreifenden Kontinuität. Seinen Inhalt bilden die *intergenerationale Transmission von Scheidung* sowie die Mechanismen, die bei der Übertragung ehelicher Instabilität von einer Generation auf die nächste eine Rolle spielen. Die Ergebnisse zeigen, dass bei jungen westdeutschen Erwachsenen schon nach wenigen Ehejahren eine „Vererbung“ des Scheidungsrisikos feststellbar ist. Sie belegen zudem, dass das Scheidungsrisikos zumindest teilweise durch Risikoverhaltensweisen und Kompetenzdefizite übertragen wird, die bei Scheidungskindern aufgrund der Belastungen durch die elterliche Trennung entstehen können. Als Indikatoren für mögliche Risikowege in eine spätere Ehescheidung werden in der Untersuchung die frühe Aufnahme heterosexueller Kontakte sowie die vorzeitige Übernahme von Erwachsenenrollen im beruflichen und sozialen Bereich herangezogen.

Ist die im frühen Erwachsenenalter praktizierte *Arbeitsteilung in Partnerschaften* nur eine Frage aktueller Opportunitäten und Aushandlungsprozesse oder spielen auch die in der Kindheit und Jugend im Kontext der Herkunftsfamilie und der Peergruppe sozialisierten Einstellungen eine Rolle? Dies ist – pointiert formuliert – die Frage, die den Beitrag von *Urs Grob und Karin Stuhlmann* anleitet. Ihre Ergebnisse zeigen, dass vieles tatsächlich eine Frage der Gelegenheitsstrukturen ist. In welchem Maße eine egalitäre Aufgabenteilung zwischen Mann und Frau realisiert wird, ist ganz wesentlich davon abhängig, ob in der Partnerbeziehung Kinder vorhanden sind oder nicht. Elternschaft führt, wie aus zahlreichen Studien bekannt ist, sehr oft zu einer Traditionalisierung der Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Früh erworbene Einstellungen zur Rollenteilung bleiben aber, und das ist das Neue an den in dieser Form erstmals möglichen Analysen, trotz der Dominanz von strukturellen Faktoren im Erwachsenenalter, nicht ganz ohne langfristige Wirkung. Sie werden vor allem von Frauen im Zusammenhang mit einer Mutterschaft reaktiviert und können, je nach Ausrichtung, eine Verstärkung oder Abschwächung des Traditionalisierungsschubs zur Folge haben.

#### *Wege zu politischer und kultureller Teilhabe*

Der dritte Teil des Readers versammelt Beiträge, die sich den Entwicklungswegen und -determinanten im politischen und kulturellen Bereich widmen. Erwachsen werden bedeutet auch, Beziehungen zur politischen und kulturellen Welt aufzubauen, sich mit ihr zu „verweben“, sich handelnd und gestaltend einzubringen.

Welche Bedeutung das Jugendalter für die langfristige Entwicklung des politischen Bewusstseins hat, beschäftigt die politische Sozialisationsforschung seit Jahrzehnten. Im europäischen Raum fehlte es bislang jedoch an Studien mit einer hinreichenden längsschnittlichen Spanne und einem genügend großen Umfang, welche die Beantwortung dieser Frage in einer Perspektive des Lebenslaufs erlaubt hätten. Zudem sind die Befunde der umfangreichen und eindrucksvollen Längsschnittstudien aus dem US-amerikanischen Raum aufgrund bestimmter Stichprobeneigenheiten nicht ohne weiteres generalisierbar. In seinem Beitrag „*Entwicklung politischer Orientierungen vom Jugend- ins Erwachsenenalter*“ nutzt *Urs Grob* die neuartigen Möglichkeiten des Life-Datensatzes, um die eingangs gestellte Frage bezogen auf die drei Kernbereiche *Politikinteresse, politische Wertvorstellungen* und die *Einstellung gegenüber Ausländern* einer Beantwortung zuzuführen. Zum einen werden die Grade der langfristigen Kontinuität bestimmt, zum ande-

ren die Nachhaltigkeit früher Kontexteinflüsse. Die vorfindbare Stabilität über einen Zeitraum von 20 Jahren und die Prognosekraft von Merkmalen des Elternhauses, zum Teil auch der Schule, verweisen auf die Plastizität der untersuchten Merkmale im Jugendalter und bestätigen somit die Relevanz dieser Lebensphase für den Prozess der politischen Sozialisation.

Toleranz hat viel mit dem Wissen um die Vielfalt von Lebensformen und um die Relativität von Wertvorstellungen zu tun. Positiv geprägte Kontakte mit bislang „Fremdem“ können deshalb zu befreienden Horizonterweiterungen führen und die Anerkennung anderer Sicht- und Lebensweisen fördern. Diese aus der Sozialpsychologie stammende Annahme positiver Bildungswirkungen von Auslandsaufenthalten steht als zentrales Motiv hinter Austauschprogrammen und anderen Initiativen zur Förderung interkultureller Begegnungen. Ob diese Spielart der klassischen Allport'schen Kontakthypothese auch in einer langfristigen Perspektive erhärtet werden kann, untersucht *Jean-Michel Bruggmann* in seinem Beitrag „*Wege in die ‚weite Welt‘: Auslandsaufenthalte und ihr Einfluss auf die Toleranz gegenüber Fremden*“. Seine Befunde sind überraschend eindeutig: Auch unter Kontrolle der relevanten Eingangsvoraussetzungen und Hintergrundvariablen wirken sich Auslandsaufenthalte positiv auf die Einstellungen gegenüber Ausländern aus. Die Relevanz dieser Ergebnisse ist nicht nur eine soziologische und psychologische, sondern auch eine pädagogische, insofern sich damit Ansatzpunkte für grundlegende Bildungsprozesse mit größter gesellschaftlicher Aktualität und Bedeutung abzeichnen.

Kulturelles Kapital gilt als Kernelement der Mechanik von intergenerationalen Statusvererbungsprozessen. *Werner Georg* untersucht in seinem Beitrag die Kontinuität und den Wandel *hochkultureller Orientierungen* von der Adoleszenz ins Erwachsenenalter. Anstelle von manifesten Messwerten oder latenten Konstrukten auf der Grundlage der klassischen Testtheorie greift er hierfür jedoch auf die *Latente Klassenanalyse* zurück, um so die Stabilität der entsprechenden Orientierungen und deren intergenerationale Übertragung als Klassenübergänge zu modellieren. Während die Botschaft grundsätzlich die gleiche bleibt, ergeben sich hieraus gegenüber der klassischen Bestimmung von Stabilitätskoeffizienten Vorteile für die Veranschaulichung der zugrunde liegenden Prozesse. Sowohl die Stabilitäten wie die Transmissionsgrade liegen bei den von Georg fokussierten hochkulturellen Orientierungen auf hohem Niveau. Was die Bedeutung der elterlichen Orientierungen für die Berufslaufbahn ihrer Kinder betrifft, gelingt der Nachweis des proklamierten Langzeiteffekts, der allerdings im Jugendalter, möglicherweise aufgrund jugendspezifischer kultureller Praxen, einen – vorübergehenden – Unterbruch erleidet.

#### *Psychosoziale Entwicklung und Lebensbewältigung*

Unter modernen Existenzbedingungen hängen die Geschehnisse des Individuums in weit höherem Maße als in früheren Zeiten von dessen Fähigkeiten ab, Herausforderungen aktiv zu meistern und selbstregulativ das eigene Handeln steuern zu können. Der psychischen Gesundheit kommt in dieser Selbstregulation zentrale Bedeutung zu, ist sie doch nicht nur Ergebnis gelingenden Bewältigungshandelns, sondern auch Voraussetzung dafür. Psychische Gesundheit ist ihrerseits beeinflusst durch personale und soziale Ressourcen.

Der Rolle und Bedeutung letzterer geht *Anita Sandmeier Rupena* in ihrem Beitrag „*Psychische Gesundheit im Lebensverlauf – Die geschlechtsspezifische Bedeutung von sozial-emotionalen Beziehungen*“ nach. Drei Gruppen von Beziehungen, die zugleich drei sozialen Kontexten entsprechen, werden auf ihren Beitrag für die psychische Gesundheit im Jugendalter und in einer langfristigen Perspektive bis ins Erwachsenenalter untersucht, nämlich *Elternbeziehungen*, *Peerbeziehungen* und *Beziehungen zu Lehrpersonen*. In den vorgestellten Analysen erweist sich die im Jugendalter erfahrene Anerkennung in den drei Kontexten nicht nur kurzfristig als hoch bedeutsam für die psychische Gesundheit, sondern, da das Kriterium über 20 Jahre hinweg eine beträchtliche Stabilität aufweist, auch langfristig. Eine besondere Rolle kommt den Gleichaltrigen zu, deren Anerkennung enger an die Entwicklung der ebenfalls im Längsschnitt untersuchten sozialen Kompetenz gebunden ist, als dies bei den anderen untersuchten Beziehungen der Fall ist. Die im Beitrag speziell untersuchten geschlechtsbezogenen Unterschiede und differenziellen Entwicklungen sind, trotz begrenzter Effektstärke, bemerkenswert. Sie verschließen sich jedoch einer unterkomplexen Interpretation und sind nur auf der Folie der im frühen Erwachsenenalter an die Kategorie Gender gekoppelten Merkmale der Lebenssituation und der damit verbundenen subjektiven Valenzen angemessen zu deuten.

In seinem abschließenden Beitrag „*Wie das Leben gelingt und wie es so spielt. Lebensbewältigung im frühen Erwachsenenalter*“ wendet sich *Helmut Fend* der ebenso reizvollen wie schwierigen Aufgabe zu, in einer breiten und offenen Perspektive Bedingungen „gelingender“ Existenz zu eruieren. Die Herausforderung besteht in den unausweichlichen normativen Implikationen und deren historisch-kultureller Relativität. Zu lösen ist diese Aufgabe nur über das Herstellen maximaler kriterialer Transparenz. Zwei Ankerpunkte bilden die Grundlage des Zugangs des Verfassers: Im Weltverhältnis der aktiven Meisterung der Existenz, welches Max Weber mit der Formel des „*Modernen Okzidentalen Rationalismus*“ gefasst hat, kommt der psychischen Stärke die eigentliche Schlüsselrolle zu. Dieser relativ objektive Indikator wird ergänzt um das subjektive Moment der Zufriedenheit mit der eigenen Existenz. Bezogen auf dieses doppelte Kriterium bestimmt Helmut Fend – über alle in diesem Reader behandelten Themenbereiche hinweg – die Bedeutung theoretisch relevanter Faktoren im Jugend- und Erwachsenenalter. Auch wenn sich für manche theoretisch gut fundierte Einflussfaktoren mitunter eine unerwartet geringe langfristige Prognosekraft zeigt, eröffnen solche Befunden doch auch eine tröstliche oder gar ermutigende Perspektive, spiegelt sich darin doch nichts weniger als die existenzielle Freiheit des Menschen mit ihren Möglichkeiten der Selbstgestaltung und Kompensation ungünstiger Bedingungen. Der englische Begriff *chance* beschreibt in seiner Mehrdeutigkeit vielleicht besser als der deutsche Begriff des *Zufalls* die Dynamik des Lebens zwischen aktiver Gestaltung dessen, was gestaltbar ist, akzeptierendem Hinnehmen dessen, was nicht zu ändern ist, und schicksalhafterem Unglück oder Glück.